



1 – 3

Globalität, Qualitätsbewusstsein und die Rückreise des Rektors zur Wissenschaft: Interview mit Antonio Loprieno.

3 – 5

Zukunft des Fundraising: Gespräch mit der neuen Leiterin Hochschulförderung der Uni Basel.

6

Besuch bei den Archäologen und weitere FUB-Veranstaltungen.

7 – 8

Immobilienstrategie ist Campus-Strategie: Wo die Uni wohnt.

Cross Border Education: Ausweichmanöver für Erasmus?

Globalität der universitären Ausbildung



Prof. Antonio Loprieno: Lange Übergangszeiten vermeiden.
Foto Andri Pohl.

Herr Professor Loprieno, als sie letzten Herbst ihren Rücktritt bekannt gaben, waren viele Leute überrascht. Sie selber auch?

Antonio Loprieno: Es war wirklich ein schneller Entschluss. Ab August habe ich daran gedacht, und im September habe ich meinen Rücktritt bekanntgegeben. Mir war es vor allem wichtig, eine lange Übergangszeit zu vermeiden. Lange Übergangszeiten sind für eine akademische Institution nicht gesund. Es war ein schneller, aber überlegter Entschluss.

Und jetzt kehren sie zurück in die Forschung?

Ich kann als Mensch und Wissenschaftler nicht so einfach in meine frühere Position zurückkehren. Vor der Entlassung in die Autonomie war das Rektorat ein temporäres Amt von einem oder zwei Jahren. Die jetzige Realität verlangt in diesem tempo-

rären Amt eine Vertrautheit mit universitären Abläufen und eine starke Professionalisierung. Das ändert auch das Selbstverständnis eines Wissenschaftlers, der nicht einfach dort weitermachen kann, wo er einmal aufgehört hat. Und natürlich ist auch die Professur für Ägyptologie nach meiner Wahl zum Rektor neu besetzt worden.

Aber sie haben wieder eine Professur?

Ja, eine sozusagen «wandelnde» Professur. Im Einvernehmen mit Rektorat und Universitätsrat werde ich zum Teil in den Geisteswissenschaften, insbesondere bei eikones, zum Teil in den Wirtschaftswissenschaften arbeiten, wo meine Professur platziert sein wird. Ich beabsichtige nämlich, für meine zukünftige Arbeit sowohl die Erfahrungen aus meinen fachlichen Kompetenzen als auch meine Führungserfahrungen aus meiner Zeit als Rektor zu nutzen und weiter zu entwickeln.

Warum dann nicht eine 50:50-Aufteilung in den zwei für diese Themen zuständigen Fakultäten?

Intellektuell wäre das sicher möglich, administrativ ist es aber sehr viel einfacher, eine Professur einer einzigen Fakultät zuzuordnen.

In der letzten Zeit ist auch bei der Universität Basel der Begriff «Cross Border Education» aufgetaucht. Ist das der Versuch, der politischen Belastung anderer

editorial



Jean-Luc Nordmann,
Präsident
FUB

Ende der Mitträgerschaft ?

Am 11. März 2007 hat der Baselbieter Souverän mit dem überzeugenden Mehr von 84,84 Prozent dem Universitätsvertrag zugestimmt, welcher die gleichberechtigte Trägerschaft von Basel-Stadt und Basel-Landschaft an der Universität Basel beinhaltet und diesen rückwirkend auf den 1. Januar 2007 in Kraft setzte. Damit ist das Baselbiet in jeder Hinsicht zum gleichberechtigten Partner bei der Führung und Steuerung der Universität geworden. Massgebend für das positive Baselbieter Votum waren insbesondere die Überlegungen, dass unsere ganze Region eine starke und innovative Universität braucht, dass durch die Mitträgerschaft die Universität gestärkt wird und so einen unverzichtbaren Beitrag leistet zu einem dynamischen und florierenden Forschungs-, Wirtschafts- und Kulturstandort. Die hohe bildungspolitische und volkswirtschaftliche Tragweite und Bedeutung für den Kanton Basel-Landschaft wurde von der Regierung hervorgehoben. Sie betonte, dass es im Interesse eines attraktiven Lebensraums und eines erfolgreichen Wirtschaftsstandortes eine starke Universität brauche, welche von beiden Basel gleichberechtigt getragen werde und von beiden einen gemeinsam erarbeiteten Leistungsauftrag erhalte. In den Abstimmungsunterlagen wurde

darauf hingewiesen, dass die Universität Basel als älteste Schweizer Universität auch die erste sein werde, welche von zwei Kantonen gemeinsam und gleichberechtigt finanziert und geführt werde – dass damit das Baselbiet zum Universitätskanton werde.

Seit dem 1. Januar 2015 ist nun das neue Hochschulförderungs- und Koordinationsgesetz (HFKG) in Kraft, durch welches der Schweizerische Hochschulrat geschaffen worden ist. In diesem Gremium ist der Kanton Basel-Landschaft nicht vertreten, obwohl er Trägerkanton einer Universität ist und mit seinem finanziellen Einsatz an fünfter Stelle der kantonalen Universitätsträger liegt, dies deutlich vor anderen Kantonen, die über einen festen Sitz verfügen. Diese Nichtberücksichtigung des Baselbiets kann nicht akzeptiert werden, sie ist sachlich falsch, unverständlich und entspricht auch nicht schweizerischen Gepflogenheiten. Wir müssen und werden alles daran setzen, dass dieser unverständliche Entscheid korrigiert wird, auch wenn wir anerkennen, dass die Baselbieter Anliegen im Vorgängergremium durch den Kanton Basel-Stadt durchaus angemessen vertreten worden sind.

Wir wenden uns aber ebenso entschieden dagegen, dass aus diesem Fehlentscheid auf Bundesebene der Schluss gezogen wird, die Mitträgerschaft in Frage zu stellen, sie rückgängig zu machen oder das Baselbiet zum Juniorpartner zu mutieren. Die Mitträgerschaft liegt im ureigenen Interesse der gesamten Bevölkerung des Baselbiets. Eine starke Universität Basel trägt zum Wohlstand in der ganzen Region massgeblich bei, sie ist damit auch Garant für wertschöpfungsintensive Arbeitsplätze, für Steuereinnahmen und die vielfältige Attraktivität der Nordwestschweiz. Diesen Trümpfen ist Sorge zu tragen. Sie sollen nicht verspielt werden aus – zwar berechtigtem – Ärger über falsche bundespolitische Entscheide. Wir dürfen und wollen uns nicht selber schaden!

Jean-Luc Nordmann,
Präsident FUB

Zusammenarbeitsformen in Europa – Stichwort Erasmus – auszuweichen?

Teilweise vielleicht schon. Cross Border Education ist aber das Resultat einer generellen Globalisierungsbewegung. Ich bezeichne das gerne als Teilhabe der Studierenden und Dozierenden an der Entwicklung der Globalität der universitären Ausbildung. Mit dem Modell der Cross Border Education soll das bisherige Verständnis von «Internationalität» in Richtung «Globalität» des universitären Austausches entwickelt werden. «Internationalität» impliziert immer formale Verträge; «Globalität» schliesst hingegen auch eine kulturelle Dimension ein, an der man teilhaben kann. Das bedeutet natürlich nicht, dass wir unser unmittelbares internationales Umfeld vernachlässigen werden! Wir müssen nur aufpassen, dass die akademische Freizügigkeit nicht zu sehr unter politischen Konjunkturen – etwa dem momentan gespannten Verhältnis zwischen unserem Land und der EU – leidet. Die Beteiligung der Universität Basel am «Worldwide Universities Network» ist sicher nicht etwa gegen «Erasmus» gerichtet oder als Ersatz von Austauschprogrammen mit den Nachbarländern zu verstehen. Hingegen werden dadurch neue Möglichkeiten und Optionen für die Mobilität unserer Studierenden und Dozierenden eröffnet. Deshalb fördern wir den Austausch mit Universitäten in Ländern wie Südafrika, Australien, den USA oder China. Meine Prognose ist, dass das Bedürfnis nach Austausch auf globaler Ebene in den nächsten Jahren zunehmen wird.

Machen das alle Universitäten in der Schweiz?

Einige, aber nicht alle. Aber alle suchen bestimmte Aspekte, mit denen sie sich profilieren können. Die EPFL beispielsweise spezialisiert sich auf die sogenannten MOOCs¹ und erreicht so mit Erfolg Studenten beispielsweise in Namibia. Die Universität Zürich ihrerseits kooperiert stark mit Japan und Korea. Wir haben ein

konkretes Projekt auf dem Gebiet der «Urban Studies» mit der Universität Kapstadt mit einem gegenseitigen Semesteraustausch.

Themawechsel. Herr Professor, haben Sie heute schon «gemintet»?

Ich kann nur hoffen, dass ich heute schon «gemintet» habe.

Bitte?

Hinter dem «Mint» steckt ein institutionelles Ziel: Wir wollen uns auf unsere Qualitäten fokussieren, dies mit einem Schuss Humor auch sichtbar machen und dabei geerdet bleiben. Wir wollen das Bewusstsein über unsere Ziele anregen, und dazu dient als gemeinsames Signal die Farbe mint.

Dafür gäbe es ja aber auch leuchtendere Farben.

Gewiss, aber die allermeisten sind schon mit etwas anderem assoziiert. Rot und Schwarz haben andere Konnotationen, ebenso wie Gelb oder Grün, und Blau hatten wir schon. Aber Mint ist anders, und dahinter steckt natürlich auch ein gewisser Gag: Es wird eine Assoziation mit den so genannten MINT-Fächern geweckt: Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik. Sie stehen national im Vordergrund und verdienen eine besondere Aufmerksamkeit. Und so haben wir uns in einem breit abgestützten Prozess für diese Farbe entschieden. Color Branding.

Aber die Uni Basel gilt ja doch eher als geisteswissenschaftliches Zentrum.

Solche Einteilungen sind heute eben nicht mehr so eindeutig, weil sie nicht mehr der gelebten Wirklichkeit der Forschung entsprechen. Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die ETH gegründet. Sie wurde als Ingenieurschule konzipiert, für alles andere blieb die Universität zuständig. Heute ist das nicht mehr so. Die ETH hat sich längst auch in die traditionellen Fächer der Universitäten eingebracht, um wissenschaftliche Exzellenz zu

¹ Massive Open Online Course; Online-Kurse, die für alle eingeschriebenen Studenten offen sind und grosse Teilnehmerzahlen aufweisen.

entwickeln, und die Universitäten haben dasselbe in der Gegenrichtung getan. Das geschah ja nicht, um bei den anderen über den Hag zu fressen, sondern aus der Entwicklung unserer Gesellschaft und ihren Bedürfnissen heraus. Stellen Sie sich heute eine Universität Basel ohne Biomedical Engineering vor – da wäre etwas fürchterlich schief gelaufen.

Sie haben nicht nur die Farbe geändert, sondern auch das Logo, obwohl es auf den ersten Blick gleich aussieht wie vorher.

Mit der Farbe wollen wir inhaltlich wirken und das Bewusstsein für unsere Verpflichtung zu Qualität unterstützen, und zu Qualität gehört auch der Anschluss an neue Fächer und ihre Vernetzung. Daran zu denken und danach zu handeln – dem sagen wir mit einem humorvollen und auch selbstkritischen Augenzwinkern: «minten». Das Logo haben wir nur leicht ange-

passt, aus der gleichen Schrift auch Kleinbuchstaben geschaffen (übrigens mit Billigung des Schöpfers der vorangegangenen Schrift, Karl Gerstners) und das Wort «UNI» als «Universität» ausgeschrieben. Die übrige Grafik ist unverändert geblieben. Damit wollen wir Kontinuität und eine Form von Vertrauen in den ausgezeichneten, jetzigen Zustand unserer Universität signalisieren.

Eine politische Frage: Was halten Sie vom Entscheid, dem Kanton Basel-Landschaft den Status als Universitätskanton nicht zuzubilligen?

Ich würde den eidgenössischen Entscheid nicht überbewerten und plädiere für eine Entdramatisierung. Es ist ja kein formales Nein, sondern eher ein (noch-)Nicht-Ja erfolgt. Für die Vertretung der übergeordneten regionalen Interessen haben die anderen Kantone jetzt den Aargau dem Baselbiet vorgezogen. Meines Erach-

tens beruht dies aber nicht auf mangelnder Anerkennung für die national bedeutende – und für die Universität Basel nicht nur finanziell unverzichtbare – Leistung des Kantons Basel-land.

Zurück zur Zukunft: Ende Juli läuft Ihr Amt als Rektor aus. Dann folgt wohl eine Verschnaufpause?

Ich halte nichts von Verschnaufpausen. Was ich brauche, ist ein Sabbatical, um mich wieder als Forscher und Lehrer auf ein akzeptables Niveau zu bringen. Ich sehe das auch als eine Art Reinigungsprozess. Ich muss mich innerlich verabschieden von der Funktion als Rektor, und auch von den Viren der Macht, die einen kontaminieren. Ich muss wieder die wissenschaftlichen Rituale zu üben lernen. Dieser innere Reinigungsprozess beginnt am 2. August.

Interview Rudolf Messerli

Caroline Mattingley-Scott, Leiterin Hochschulförderung an der Universität Basel

«Wir werden einen schönen Weg zum Erfolg finden»

Seit einem guten halben Jahr ist Caroline Mattingley-Scott, Fundraising-Expertin mit Erfahrungen an zwei grossen deutschen Universitäten, Leiterin der Hochschulförderung an der Universität Basel. UniPLUS sprach mit Frau Mattingley-Scott über ihre Aufgabe an der Universität Basel, ihre Leidenschaft für das Fundraising, ihre Erwartungen und ihren Glauben an Erfolg.



Caroline Mattingley-Scott. Foto zVg

Frau Mattingley-Scott, Sie sind Leiterin der Hochschulförderung. Was umfasst dieser Begriff? Ist das einfach Fundraising oder geht es darüber hinaus?

Caroline Mattingley-Scott: Es ist Fundraising, aber es geht auch darüber hinaus. Es kommt immer ein bisschen darauf an, aus welchem

Blickwinkel man es betrachtet. Einerseits besteht die klare Vorstellung, dass Hochschulförderung der Versuch ist, zusätzliche Gelder von Privaten einzuwerben. «Private» heisst hier: Wirtschaft, Stiftungen, vermögende Privatpersonen. Für mich mit meiner nun 16-jährigen Erfahrung im Fundraising funktioniert erfolgreiche Hochschulförderung aber nur dann, wenn wir nicht primär mit dem Blick auf das Geld an die Menschen herantreten, sondern mit einem weiter geöffneten Blickwinkel für die Institution Universität als Ganzes. Idealerweise spricht man davon, eine Fundraising-Kultur entstehen zu lassen.

Und das heisst?

Dass es um einen Prozess geht und um eine langfristige Aktivität. Man

kann nicht erwarten, dass schon nach ein oder zwei Jahren die grossen Gelder fliessen. Es dauert länger, erfahrungsgemäss mindestens drei Jahre, bis man einen ersten Effekt feststellen kann, also steigende Einnahmen oder erste grosse Spenden. Dabei spreche ich von zusätzlichen Effekten zu den schon vorhandenen Fundraising-Erfolgen.

Die Drittmittelbeschaffung ist nicht neu. Das betreiben die Fakultäten und Departmente mit ihren vielfältigen und gut eingespielten Beziehungen schon lange. Kommt das jetzt alles zu Ihnen?

Das sind verständliche Befürchtungen, wenn eine solche Stelle neu geschaffen wird. Meine Tätigkeit hat aber mit dem typischen Begriff «Drittmittel», so, wie wir es hier an der Universität

definieren, nichts zu tun. Drittmittel im traditionellen Sinn beziehen sich auf das Einwerben von Mitteln bei den zahlreichen Einrichtungen auf eidgenössischer oder europäischer Ebene und bei forschungsspezifischen Stiftungen, dies zumeist für Forschungsprojekte. Dafür hat es bei uns in der Verwaltung hervorragende Personen, welche die Professorinnen und Professoren sowie die Nachwuchswissenschaftler darin unterstützen, erfolgreich Gelder einzuwerben. Hierin sind die Professorinnen und Professoren sowieso die besten Experten.

Wie ist es denn mit der Unterscheidung der Drittmittel in solche, die von Institutionen, von der öffentlichen Hand, von der Industrie oder von vermögenden Personen kommen: gibt es da nicht Überschneidungen?

Ich finde, man darf das nicht allzu ideologisch betrachten. Wenn Sie versuchen, Vergleichbarkeit zwischen den Schweizer Universitäten herzustellen und untersuchen, wer wieviel an Drittmitteln, Forschungsgeldern und privaten Zuwendungen einnimmt, wird es schwierig. Jede Universität ermittelt diese Einnahmen anders, stellt dies zum Beispiel in ihrem Jahresbericht auch anders dar. Gehören Stiftungsprofessuren nun eher zu Drittmitteln im Forschungssinne oder sind es private Gelder, weil Stiftungen private Institutionen sind? Über meinem Arbeitsgebiet steht ein grosses Wort, es lautet «philanthropisch», und es umfasst zuvorderst die Pflege der Beziehungen zu den Menschen, neudeutsch auch Beziehungsmanagement genannt. Somit arbeiten wir im Fundraising mit einem anderen Ansatz, der die schon bestehenden Aktivitäten der Professorinnen und Professoren ergänzt und unterstützen soll. Wir wollen Interessierte finden, indem wir die Universität stärker öffnen gegenüber den Menschen, die in Basel und in dieser Region leben. Natürlich gehört dazu auch die Wirtschaft, die wir einladen, uns kennen zu lernen und sich unsere Angebote anzuschauen. Und selbstverständlich haben wir auch die sehr vermögenden Personen im Auge. Aber dabei darf man nicht vergessen,

dass eine Universität noch wesentlich mehr Zielgruppen anspricht, beispielsweise die Alumni, die Freiwillige Akademische Gesellschaft, den Förderverein Universität Basel, die Senioren-Universität und viele andere.

Konkret: wie wollen Sie in dieser breiten Beziehungspflege vorgehen?

Eine Universität ist immer einzigartig, jede hat ihre eigenen Regeln und Gewohnheiten, Hintergründe und ihre eigene Geschichte. Basel ist nach Frankfurt und Karlsruhe wieder eine vollkommen neue Herausforderung für mich, jetzt gilt es erst einmal, die Universität kennen zu lernen, wo es bereits viel Gutes gibt, auf das man aufbauen kann.

Haben Sie schon einen Überblick, wer der Universität bereits heute Geld gibt?

Es ist eine wichtige Erkenntnis, dass man zuerst das bestehende Potenzial nutzt, bevor man neue Unterstützer gewinnen will. Einen ersten Überblick haben wir in den letzten Monaten schon gewonnen, aber die interne Recherche ist sehr umfangreich, da sie ja möglichst lückenlos die letzten Jahre dokumentieren soll. Parallel dazu muss eine verlässliche Fundraising-Infrastruktur aufgebaut werden, so zum Beispiel eine professionelle Datenbank, aber auch klare Prozesse und Abläufe gehören dazu oder die Berücksichtigung rechtlicher und steuerrechtlicher Aspekte. Anschliessend werden wir sehen, wo Verbesserungsbedarf besteht und wie wir das, was schon da ist, noch besser zum Laufen bringen.

Das wichtigste aber ist, Vertrauen zu schaffen. Und das geht am besten mit ersten gemeinsamen Erfolgen, die anfangs ruhig auch kleiner sein können. Manchmal ist das ein Spagat, denn natürlich erwartet die Universität von einer gestandenen Fundraiserin möglichst schnell grosse Erfolge. Aber gerade die lassen sich nicht erzwingen und brauchen Zeit, um sich einzustellen. Und gerade auch die kleinen Gaben sollte man wertschätzen; die Erfahrung zeigt, dass sich daraus viel entwickeln kann.

Sie sagen, dass Sie gerne aufbauen. Das haben Sie in Karlsruhe getan, dann in Frankfurt. Heisst das, dass die Maschine an diesen beiden Universitäten jetzt läuft?

Ja, und das ist gerade im Hochschul-Fundraising schon ein Grund, etwas stolz zu sein, wenn man sieht, dass «das Kind» selbstständig läuft und sich weiterentwickelt. An der Goethe-Universität in Frankfurt, meiner letzten Arbeitsstelle, gab es schon ein grosses, gut funktionierendes Alumni-Netzwerk und einen sehr aktiven Freundesverein. Das hat uns geholfen, innerhalb von vier Jahren nachweislich 71 Mio. Euro an Spenden einzuwerben. Wir konnten die Einnahmen in den ersten zwei Jahren sukzessive von knapp 10 Mio. auf rund 13 Mio. Euro pro Jahr steigern. Und mit Hilfe des anschliessenden 100-Jahre-Jubiläums der Goethe-Universität und einer gross angelegten Kampagne verbuchten wir rund 50 Mio. Euro zusätzlich.

In Karlsruhe, dem heutigen KIT, haben wir quasi bei null angefangen, ohne Alumni oder andere vorhandene Netzwerke. Als ich nach fünf Jahren ging, arbeiteten bereits zehn Personen in der Abteilung, heute sind es sogar fast doppelt so viele. Wobei nicht die Anzahl der geschaffenen Stellen den Erfolg darstellt, sondern die Erkenntnis, dass sich diese Personalinvestition lohnt. Das KIT ist eine technische Universität, hier entwickelte sich der Erfolg im Fundraising vor allem mit Hilfe des sogenannten «career service», während in Frankfurt eher das philanthropische Fundraising erfolgreich war.

Ganz besonders freue ich mich darüber, meine ehemaligen Chefs aus Karlsruhe und Frankfurt, Prof. Hippeler und Prof. Müller-Esterl, auf Veranstaltungen zu treffen, auf denen sie über Hochschul-Fundraising referieren. Ein schöner Beweis, dass universitäres Fundraising an Stellenwert gewonnen hat.

Zurück zu Basel. Was haben Sie hier für Projekte vor?

Das erste Projekt wurde schon ge-

meinsam mit AlumniBasel, dem Ehemaligenverein der Universität Basel, letzte Weihnachten umgesetzt: Ein Spendenbrief, gemeinsam unterzeichnet von Rektor Loprieno und Alumnipräsident Dr. Bühlmann, ging an die Mitglieder. Gesammelt wurde für den Stipendienfonds der Universität und für das Ausgrabungsprojekt in Ägypten. Die Alumni haben ganz grossartig reagiert mit zahlreichen, teils recht hohen Spenden und ausschliesslich positiven Rückmeldungen.

Nur haben die Alumni hier noch keine fest verankerte Tradition, wie das an vielen anderen Universitäten weltweit der Fall ist.

Das mag durchaus sein, dafür gibt es aber in der Basler Region eine schöne Tradition sich zu engagieren, auch mit monetären Mitteln. Und da ist mir ein kleiner Verein mit 5500 wirklich interessierten und engagierten Mitgliedern beinahe lieber als die typisch amerikanischen, sehr grossen Clubs, in denen man schon fast zur Spende gezwungen wird und die Bindung zur Alma Mater vielleicht doch nicht immer so tiefgehend ist.

Wie sind Sie zum Beruf einer Fundraising-Expertin gekommen?

In dieser Branche ist der Quereinstieg, zumindest in Europa, immer noch sehr üblich, so war es auch bei mir. Nach meinem Pädagogikstudium arbeitete ich viele Jahre als PR-

Beraterin in einer Agentur, anschliessend für internationale Unternehmen im Vertrieb und Produktmarketing. Nachdem ich in Elternzeit unseren Sohn zu Hause betreute, habe ich mich ganz bewusst beruflich umorientiert: Zuerst engagierte ich mich für ein Bildungsprojekt der UNESCO, anschliessend bekam ich die Chance, den deutschen Ableger von United World Colleges, einem internationalen Schulprojekt, aufzubauen. Ich hatte mich ganz bewusst für Fundraising entschieden, ohne diesen Begriff jemals gehört zu haben.

Idealerweise kann ich alle meine beruflichen Erfahrungen in das Fundraising einbringen. Aber die wichtigsten Voraussetzungen für diese Aufgabe sind sicherlich Einfühlungsvermögen, neugierig auf Menschen zu sein und gut zuhören und das eigene Ego in den Hintergrund rücken zu können, ohne sich dabei zu verbiegen. Und natürlich sollte man sich für das akademische Leben und die Forschung begeistern können, um die universitären Anliegen authentisch vermitteln zu können.

Wie erleben Sie hier die Leute, die Sie ansprechen?

Wie schon erwähnt, jede Universität ist ganz eigen, und das betrifft natürlich auch die jeweilige Stadt und ihr Umfeld, somit auch Basel. Ich freue mich jedes Mal ganz besonders, wenn mir eine Schweizer Kollegin oder ein

Kollege, aber auch meine ersten Basler und Baselbieter Kontakte, Tipps geben, wie ich am besten mit den angeblich etwas spröden Menschen hier umgehen soll. Wobei meine Erfahrungen bislang alle sehr positiv waren, ich warte also noch darauf, einen der Tipps auch tatsächlich ausprobieren zu müssen!

Letztendlich haben wir ja doch alle ein gemeinsames Anliegen, und das ist die bestmögliche Förderung und Unterstützung der Universität Basel.

Sind Sie zuversichtlich, dass sie in Basel zu einem ähnlichen Erfolg kommen wie an Ihren bisherigen Stellen?

Die Universität Basel wurde schon vor über 550 Jahren bei ihrer Gründung von privaten Mäzenen unterstützt. Daraus ist eine heute höchst angesehene und international erfolgreiche Hochschule geworden, auf die Basel-Stadt und -Land stolz sein können.

Wenn wir mit dem Fundraising dazu beitragen können, die Universität Basel allen Interessengruppen noch näher zu bringen, das Vertrauen in die Universität weiter zu stärken und sie als echte Bürger-Universität für die Menschen dieser Region zu etablieren, bin ich sicher, auch in Basel werden wir einen schönen Weg finden, um erfolgreich zu sein.

Interview: Rudolf Messerli

Organisation Vorstand Förderverein Universität Basel

Jean-Luc Nordmann
(Präsident), Arlesheim

Elisabeth Augstburger
Liestal

Stephan Koller
Möhlin

Beziehungen zu den Behörden und zur Hochschule (Uni-Rat, Rektorat)
Das Präsidium

Roland Schwarz
(Vizepräsident), Muttenz

Samuel Bänziger
Birsfelden

Rudolf Messerli
Oberwil

Werner Strüby
(Protokollführer und Anlässe), Aesch

Martina Bernasconi
Basel

Öffentlichkeitsarbeit
Jean-Luc Nordmann

Strategie
Das Präsidium

Martin Denz
(Kassier und Mitglieder-administration), Basel

Patrizia Bogнар, Arisdorf

Marc Joset
Binningen

Redaktionskommission
Elisabeth Augstburger
Martina Bernasconi
Rudolf Messerli, Redaktor
Jean-Luc Nordmann

Website
Roland Schwarz



Förderverein Universität Basel

Im Rahmen unserer Vorstellung besonderer Highlights unserer Universität laden wir Sie ein zum Vortrag mit anschliessender Diskussionsmöglichkeit

Archäologie heute:

Herausforderungen und aktuelle Forschung der Universität Basel

Referent: Prof. Dr. **Martin Guggisberg**, Ordinarius für klassische Archäologie

Datum/Zeit: Donnerstag, 4. Juni 2015, 19:00 Uhr

Ort: Basel, Gebäude «Schnitz», Eingang über Rosshofgasse
(= Seitengasse Petersgraben) in Innenhof (ab dort beschildert)

Im Anschluss wird Ihnen ein Apéro offeriert. Aus organisatorischen Gründen bitten wir um **Anmeldung bis 21. Mai 2015** per E-Mail (fub.sekretariat@gmail.com) oder mittels der dieser Nummer des UniPLUS beigelegten Anmeldekarte.
Wir freuen uns auf Sie!



Förderverein Universität Basel

VORANZEIGE

Wir bitten Sie, die Termine für folgende Anlässe zu reservieren:

Anlass zusammen mit FAG und AlumniBasel am Mittwoch 21. Oktober 2015, 18:15 Uhr:

«Universität als Wirtschaftsfaktor»

Ziel: Es sollen folgende Fragen beantwortet und diskutiert sowie Lösungsansätze aufgezeigt werden: Welche Rolle spielt die Universität im allgemeinen und insbesondere in Basel für die wirtschaftliche Entwicklung der Region, bei Ansiedlungsentscheiden, für die bereits in der Region domizilierten Firmen? Welche Bedeutung hat die Bildung als Exportprodukt, die Universität für KMU, die Universität auch für Nichtakademiker? Wie sieht eine Kosten/Nutzen-Analyse bezüglich wirtschaftlicher Bedeutung der Universität im allgemeinen und insbesondere in Basel aus? Welche direkten und indirekten Erträge als Folge der Existenz und Kompetenz der Universität Basel können den Kosten der beiden Trägerkantone gegenübergestellt werden? Welcher Handlungsbedarf besteht beim Bund, den Trägerkantonen und der Universität aber auch bei anderen Institutionen der Region?

Referenten und Podiumsteilnehmer:

Prof. **Thomas Bieger**, Rektor der Universität St. Gallen

Botschafter Dr. **Eric Scheidegger**, Leiter Direktion Wirtschaftspolitik und stv. Direktor SECO

Dr. **Peter Burckhardt**, Geschäftsführer EVA – the Basel life sciences start-up agency

Dr. **Dieter Scholer**, Mitglied Universitätsrat Basel und Life Science Kommission Handelskammer beider Basel, e. Leiter von Forschungsabteilungen bei Novartis und Speedel

Generalversammlung und Anlass mit Schweizerischem Tropen- und Public Health-Institut (Swiss TPH) am Mittwoch, 18. November 2015, 19:00 Uhr

Einladung und Anmeldealon für beide Anlässe erhalten Sie im September

Strategische Immobilienplanung der Universität Basel

Klares Ziel, deutliche Konturen

Strategische Immobilienplanung der Universität Basel: Wovon spricht man da eigentlich? Was sind die Fakten, welches die Hintergründe? Im Anschluss an die letzte Mitgliederversammlung der FUB legte Verwaltungsdirektor Christoph Tschumi eine Auslegeordnung vor.

upl. Im Universitätsvertrag der beiden Kantone Basel-Stadt und Basel-Landschaft ist auch der Umgang mit den Liegenschaften geregelt: Die Vertragskantone tragen gemeinsam die laufenden Kosten für die von der Universität genutzten Liegenschaften; Neuinvestitionen ausserhalb des Gesamtbudgets der Universität werden von den Kantonen grundsätzlich ebenfalls je zur Hälfte finanziert.

Immobilienfonds...

Dies ist die rechtliche Grundlage im Staatsvertrag der beiden Basel. Damit diese Grundlage auch zweckmässig gehandhabt werden kann, gibt es, wie Christoph Tschumi in seinem Referat darlegte, einen Immobilienfonds, der von beiden Kantonen mit einem von den beiden Regierungen im Leistungsauftrag festzulegenden Globalbeitrag gespeist wird. Aus diesem Fonds, der von ihr selbst geführt wird, zahlt die Universität den Unterhalt und die Veränderungen der Liegenschaften. Soweit diese Mittel nicht für Unterhalt und Veränderungen benötigt werden, kann der Universitätsrat den Regierungen auch den Erwerb oder den Neubau von Liegenschaften beantragen.

...und Immobilienvereinbarung

Zu den rechtlichen Grundlagen zählt auch eine Immobilienvereinbarung zwischen den Regierungen der beiden Trägerkantone. Darin wird festgehalten, dass die Liegenschaften der Einwohnergemeinde der Stadt Basel den Liegenschaften der Vertragskantone gleichgestellt sind. Ziel der Vereinbarung ist die «optimale räumliche und betriebswirtschaftliche Nutzung der Liegenschaften durch die Universität nach marktüblichen Kriterien». Weiter wird in dieser Vereinbarung aber auch festgehalten, dass bei der Evaluation von Standorten «auch geeignete Areale im Kanton Basel-Landschaft zu berücksichtigen» seien.

Hoher Erneuerungsbedarf

Viele Gebäude, erläuterte Christoph

Tschumi weiter, entsprechen nicht mehr dem heutigen Standard, vor allem in Bezug auf Erdbebensicherheit, Brandschutz, Ausstattung, Energieverbrauch und Platzangebot. Hinzu kommt, dass hochwertige Gebäude (Laborgebäude) vor dem Ende ihrer Lebensdauer stehen und dringend ersetzt werden müssen. Gegenüber heute wird der gesamte Flächenbedarf bis 2020 um rund 20% auf 170'000 m² Hauptnutzfläche steigen. Für die strategische Immobilienplanung sind weiter die Entwicklungen bei der Zahl der Studierenden und der Doktorierenden sowie die Entwicklung des Personalbestands einzubeziehen. Wie die Statistik zeigt, hat ihre Zahl in den letzten zehn Jahren kontinuierlich zugenommen und betrug im Jahr 2013 Total 12'341 Personen. Von 2007–2013 ist die Zahl der Anstellungen von 2087 auf 2848 gestiegen. Dabei hat sich der Anteil von Projektanstellungen von 30% auf 36% erhöht; entsprechend ist der Anteil der von der Universität finanzierten Stellen von 70% auf 64% gesunken.

Campus-Strategie bringt Vorteile

Obwohl die Universität Basel traditionell nicht in einem eigentlichen Campus zusammengefasst ist, verfolgt die strategische Immobilienplanung eine klare Campus-Strategie. Sie zeigt zwei grosse Schwerpunkte auf dem Petersplatz für Geistes- und Sozialwissenschaften und einen weiteren etwas kleineren Schwerpunkt auf dem Schällemätteli mit Life Sciences; Mathematik und Informatik sind an beiden Orten vertreten. Ein neuer Schwerpunkt wird sich auf dem Rosental-Areal herausbilden, ebenfalls für Life Sciences. Dieses neue Areal ist die Alternative zum ursprünglich vorgesehenen Volta-Areal, welches sich bekanntlich als nicht verfügbar herausgestellt hat. Zu diesen drei Campusschwerpunkten kommen noch die Aussenstandorte an der Nauenstrasse (Wirtschaftswissenschaften und Rechtswissenschaften) und in St. Jakob (Sport). Warum ver-

folgt die Universität eine Campusstrategie? Christoph Tschumi nannte dazu die hohe Auslastung teurer Einrichtungen und Infrastrukturen in Forschung und Lehre (Geräte, Lehr- und Lernräume), die kurzen Wege und gemeinsamen Räumlichkeiten für informellen Austausch, die eine optimale Zusammenarbeit gewährleisten, die gemeinsame Nutzung von Bibliotheken, die kritische Grösse für universitäre Mensen, Kinderkrippe und Liegenschaften für studentisches Wohnen sowie, vor allem für die Life Sciences, die Nähe zu Spitälern und Industrie. Die Idee des Campus erfordert nicht nur eine kritische Grösse, sondern gibt auch Möglichkeiten zu Wachstum und Entwicklung, auch in Zusammenarbeit mit Industriepartnern (Innovationspark). Sie vermittelt Planungssicherheit, weil es weniger Abhängigkeit von Entscheidungen anderer Körperschaften und Organisationen gibt und auch sichere rechtliche und regulatorische Rahmenbedingungen, etwa auf dem Gebiet des Denkmalschutzes oder in der Verkehrspolitik.

Und Baselland?

Da stellt sich natürlich die Frage, ob eine solche Strategie auch Standorte im Kanton Baselland zulasse oder gar fördere. Tatsächlich gibt es Standorte im Kanton Baselland. Es handelt sich dabei um Professuren in den Spitälern von Liestal und Bruderholz, um das Departement für Biomedical Engineering in Allschwil, das Departement für Sport, Bewegung und Gesundheit in Münchenstein und die archäologische Sammlung in Aesch. Über den Standort Liestal ist man mit den Stadtbehörden im Gespräch. Christoph Tschumi verschliesst sich dem Wunsch des Kantons Baselland nach Universitätsstandorten nicht. Er betont aber aus seiner Sicht, dass eine Standortwahl nie rein politisch motiviert sein dürfe, sondern auch betrieblich und wirtschaftlich sinnvoll sein müsse.

(Fortsetzung Seite 8)

Bis 2030 anderthalb Milliarden

Planung ist gut und schön, aber man müsste auch wissen, von welcher finanziellen Grössenordnung die Rede ist. Auch darüber konnte Christoph Tschumi Auskunft geben: im Jahr 2014 wurde der Immobilienfonds mit 27,5 Mio. Franken gespeist, 2017 wird der entsprechende Jahresbeitrag 36,5 Mio. betragen. Ausserhalb des Immobilienfonds werden bis 2030 rund 1,1 Mrd. Franken für den Campus Schällemätteli aufzuwenden sein, rund 100 Mio. für den Campus Petersplatz, rund 200 Mio. für den Campus Rosental und rund 50 Mio. für den Campus Sport. Der Bund wird sich an diesen Kosten mit rund 30% beteiligen.

Für die Finanzierung der Investitionen ausserhalb des Immobilienfonds sieht Christoph Tschumi drei Modelle:

1. Darlehen der Trägerkantone,
2. Darlehen Dritter mit Kreditversicherungsgarantie durch die Trägerkantone,
3. Darlehen Dritter.

Die erste Variante führt zu einer Belastung der Investitionsrechnung der Trägerkantone und erfordert separate Parlamentsbeschlüsse für Projektierungs- und Realisierungskredite. In der zweiten Variante kommt es zu einer Eventualverpflichtung der Trägerkantone, aber nicht zu einer Belastung der Investitionsrechnung und Bilanz, und es ist lediglich ein Parlamentsbeschluss erforderlich. Die dritte Variante erfordert keinen Parlamentsbeschluss, sondern lediglich die Genehmigung durch die Regierungsräte.

Auch die Folgekosten

Mit der Finanzierung der Investitionskosten ist es allerdings nicht getan: auch die Folgekosten müssen ange-

messen finanziert werden. Zu den Folgekosten zählen Abschreibungen, Zinsen, Unterhalt und Instandhaltung bzw. Instandsetzung. Dies wird nach Abschluss der Bauprojekte bis 2030 rund Fr. 60 Millionen ausmachen. Das Finanzierungsmodell sieht die Erhöhung des Globalbudgets um 3 Mio. Fr. pro Jahr vor, womit nach 15 Jahren 45 Mio. Fr. zusammenkommen. Für die Leistungsauftragsperiode 2014 – 2017

ist diese Erhöhung von den Parlamenten beschlossen worden.

Den Ausführungen von Christoph Tschumi schloss sich eine lebhaft Diskussion an, die sich vor allem um die Finanzierung drehte, aber auch den Wunsch nach einem klaren Signal für Standorte im Kanton Baselland deutlich werden liess.



Neu im FUB-Vorstand: Samuel Bänziger



An der Sitzung vom 26. März 2015 hat der Vorstand Samuel Bänziger durch Kooptation in den Vorstand des Fördervereins Universität Basel aufgenommen. Samuel Bänziger ist 1986 geboren und wuchs in Basel-Stadt auf. Heute wohnt er in Birsfelden. Nach seiner Lehre als Chemielaborant und sieben Jahren Berufstätigkeit, davon 16 Monate im Ausland, holte er die Berufsmaturität nach. Anschliessend erwarb Samuel Bänziger über den Ausbildungsweg der so genannten Passerelle die Zulassung zu den universitären Hochschulen. Seit letzten September studiert er an der Universität Basel Wirtschaftswissenschaften und arbeitet neben dem Stu-

dium teilzeitlich im Controlling einer Gesellschaft der chemischen Industrie. Samuel Bänziger ist auch seit einigen Jahren politisch engagiert. Er ist Präsident der SVP Birsfelden und Mitglied der kantonalen Parteileitung. FUB-Präsident Jean-Luc Nordmann hiess das neue Mitglied im Kreis des Vorstands des Fördervereins Universität Basel herzlich willkommen. Der politisch neutrale Förderverein legt seit je Wert darauf, durch seine Vorstandsmitglieder Kontakt zu den relevanten politischen Strömungen zu halten und seine Arbeit für die Universität breit abstützen zu können. Die Mitgliederversammlung vom 6. November 2014 hatte dem Vorstand die Kompetenz eingeräumt, zwei Vorstandsmitglieder zu kooptieren.

impresum

HERAUSGEBER

Förderverein
Universität Basel,
Werner Strüby
Kirschgartenstrasse 28
4147 Aesch
fub.sekretariat@gmail.com

Präsident:
Jean-Luc Nordmann

REDAKTION

Rudolf Messerli
Im Lohgraben 40
4104 Oberwil
Tel. 061 402 06 67

REDAKTIONSKOMMISSION

Elisabeth Augstburger
Martina Bernasconi
Rudolf Messerli, Redaktor
Jean-Luc Nordmann

INTERNET

www.foerderverein-unibasel.ch

GESTALTUNG/PRODUKTION

Patrick Sayer Grafik, Binningen

KORREKTORAT

Peter Waldmeier

DRUCK

Kurt Fankhauser AG, Basel
Auflage dieser Ausgabe:
860 Ex.